



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Neueste Erzählungsliteratur.

Die literarisch-biographischen Romane und das Publicum. — Bürger, ein deutsches Dichterleben von Otto Müller. — Historie und Roman. — Kaiser und Narr von Heribert Rau. — Roman oder Weltgeschichte? — Vergangenheit und Gegenwart. — Religion und sociale Zustände. — Weiße Sklaven, Roman von C. Willkomm. — Unter Haft gehaltene Vollenbung. — Elegante Neußerlichkeit. — Verdacht der jesuitischen Verbächtigung. — Die Jesuiten in England und Oesterreich, Roman oder Wahrheit?

Als A. von Sternberg einst seinen „Lessing“ veröffentlichte, frohlockte die Critik über dieses neuaufgefundene Genre des biographischen Romans und erwartete davon im größern Publicum für das volle Verständniß und das rechte Anerkenntniß Lessing's in allen Entfaltungen seiner literarischen Wirksamkeit eine bis dahin umsonst herbeigewünschte Wirkung. Aber, gestehen wir es offen, das Publicum nahm diesen Roman eben auch nur wie einen der vielen biographischen Romane auf, die uns die historischen Menschen im Hauskleide vorführen und ging nur wenig der tiefern Absicht desselben nach. Es lag ihm zu wenig romanhafte Staffage um dieses Dichterleben gestreut und es fand sich sogar weit mehr von dem Rococowirrniß des „Molière“ angezogen, aus dessen Leben Sternberg einige Episoden auf ähnliche Weise romantisch verarbeitete. „Lessing“ blieb ein fast nur auf literarische Kreise beschränktes Werk und fand nur dort ein recht anerkanntes Verdienst. Nicht besser erging es „Hölty“ von Voigts, und „Schiller's Jugendjahre“ von H. Kurz. Die Literaten lasen sie, die Critik lobte sie, das Publicum aber ließ sie theilnahmlos vorübergehen. Unterdessen ist nun freilich die Theilnahme an den innern Ereignissen der Literatur und ihrer Vertreter auch in den größern Kreisen der Lesewelt mächtiger geworden. Aber dennoch fanden sich bis auf den heutigen Tag nur wenige Dichter, welche mit irgendwelchem Erfolge dem Ziele ähnlicher psychologischer Schilderungen nachgegangen wären, und die Literatur schien bereits auf dem Punkte zu

stehen, dieses Genre des biographischen Romans gänzlich aufzugeben. Da kommt uns plötzlich ein nicht gar starkes Bändchen in äußerlich schmucklosem Gewande, und es trägt den Titel: Bürger, ein deutsches Dichterleben. Roman von Otto Müller.

Was A. von Sternberg in seinem „Lessing“, was Voigts in „Hölty“, was endlich H. Kurz in „Schiller's Jugendjahre“ beabsichtigt hatten, dasselbe beabsichtigt Otto Müller im vorliegenden Buche. Inwieweit die Ereignisse des Privatlebens auf die Production des Dichters einwirkten, aus welchen Stimmungen und persönlichen Verhältnissen diese und jene Richtung seiner Productivität sich hervorarbeitete — dies psychologisch zu entwickeln, stellte er sich zur Aufgabe. Der Verfasser hat sein Werk „Roman“ genannt. Und doch möchte ich fragen, warum er eben diese Bezeichnung wählte, die dem oberflächlichen Leser leicht alle gegebenen Situationen und ihre Folgen nur als in der Phantasie des Verfassers emporgewachsene erscheinen lassen möchte. Sie sind es nicht; besonders nicht in der ersten Hälfte der Erzählung. Dort hält sich der Gesichtsgang vollkommen genau an die Ueberslieferungen, wie sie theils gedruckte Biographien Bürger's bekannt machten, theils handschriftlich auf Otto Müller gelangte Nachrichten darthun. Und weil nun Einzelheiten, Gespräche und Gedanken hinzugebichtet sind — soll man darum das ganze Buch einen Roman nennen? Genügte nicht der erste erläuternde Titelzusatz: „ein deutsches Dichterleben“? Denn mögen auch die historischen Beweise für manche der geschilderten Lebensmomente fehlen, die psychologische Wahrheit aller Einzelheiten der Darstellung fühlen wir nicht eine Secunde lang verlegt. Ich halte diese romantische Biographie eben darum nicht nur für interessanter, als manches andere ähnliche Werk; ich erachte sie auch dem Literaturhistoriker für belehrender. Der Verfasser verfolgt in ihr wirklich keinerlei andern Zweck, als jenen der Darstellung eines „deutschen“ Dichterlebens. Es war ihm nicht darum zu thun, sich selbst über die Ähnlichkeiten der Gegenwart mit damals auszusprechen, er wollte nicht durch Bürger zu einer ephemeren Besprochenheit werden. Darum durfte er auch alle die frühern Perioden Bürger's in Göttingen und im Hainbunde nur noch wie Nachklänge in den Anfang der Erzählung hereinspielen lassen und diese sogleich mit der Verbindung des Dichters mit Dora, mit seinem Leben als Amtmann zu Wölmershausen beginnen. Denn Molly, das eigentlich bedingende Lebensmoment Bürger's, tritt diesem erst in jener Zeit nahe. So drängen sich nun also auch gleichzeitig die Wirnisse seines Gemüthes und aller endlose Schmerz seiner Seele, die Erkenntniß einer unbefriedigenden Verbindung und einer unbefriedigenden Lebensstellung neben die unbezähmbare Leidenschaft zu Molly in die volle Beleuchtung des Vordergrundes und die folgenden Acte seines Lebensdramas finden darin ihre volle Motivirung. Es ist jene jache Zerrissenheit

des Bürger'schen Lebens, wie wir sie aus den Biographien herauslesen, zu einer vollkommen zusammenhängenden und sich in sich selbst begründenden Nothwendigkeit ohne Lücken zusammengebaut. Wir erkennen es deutlich, wie Alles so kommen mußte und nicht anders konnte. Darin liegt für Denjenigen, der diesen ersten echten deutschen „Volksdichter“ liebt und sich unwillkürlich doch immer wieder von seiner Persönlichkeit abgestoßen empfand, etwas unendlich Wohlthuendes und Versöhnendes. Eben in der Lösung dieser schweren Aufgabe begründet sich die Trefflichkeit des vorliegenden Seelengemäbes. Mußte ich aber oben die Wahl des Titels „Roman“ auf der einen Seite mißbilligen, so erscheint dieselbe auf der andern Seite vollständig durch die Drapirung der Erzählung gerechtfertigt, und auch diese Einleitung muß, bis auf eine hier und da hervortretende lyrische Breite und eine gewisse Schwülstigkeit des Ausdrucks, mit vollem Lobe anerkannt werden. Doch auch dieses Lob findet seine vollste Anwendung mehr auf die erste Hälfte, als auf andere Theile des Buches. Dort streben alle Fäden nach den Mittelpunkten, Bürger und Molly, zusammen, während dies in der zweiten minder der Fall ist, wo der Erzähler die Biographie unsers Dichters bei Seite legen und es versuchen will, „ohne Rücksicht auf Zeit und geschichtliche Ueberlieferung die poetische Wahrheit der Erzählung von der historischen noch mehr als jetzt geschah, zu scheiden.“ Dort entschlüpft ihm der eine und der andere Faden, dabei treten auch wieder Personen hervor, welche dem innern Erzählungsgange und den Entwicklungen fremd bleiben. Dahin rechne ich vorzüglich August Wilhelm Schlegel. Oder sollte seine Verlobung mit jener Professors Tochter, die er eine „Verpömpfung“ nennt, als Nebenstück zu Bürger's Verheirathung mit Dora und Elise Hahn gelten? Dazu beruht sie auf zu kleinen Motiven, dazu ist sie zu vorübergehend erwähnt und dafür bleibt sie zu einflußlos auf Schlegel's fernere Entwicklung. Allein trotz solcher kleinen Ausstellungen muß die Kritik mit vollem Lobe auf diesen Roman hinweisen. Möge er denn die Verbreitung finden, deren er würdig ist und welche leider ähnlichen Werken der Neuzeit durch eine ungerechte Vernachlässigung von Seiten des größern Publicums vorenthalten worden ist.

Ein ganz anderes Genre der historischen Erzählung, viel weit-schichtigere Interessen, aber auch eine unserer Theilnahme weit ferner gerückte Periode der Geschichte bezeichnet Kaiser und Narr, historischer Roman von Heribert Nau. — Heribert Nau hat binnen kurzer Zeit erstaunlich viel producirt und außerdem, wie uns die Zeitungen sagen, fort und fort regen, thätigen Antheil genommen an den heurigen reformistischen Bewegungen in der katholischen Kirche. Es existirt fast nicht eine einzige Production von ihm, die nicht den tendenzirten beigezählt werden müßte — bald den politischen, bald den socialen, bald den religiösen Interessen zugewendet. Auch der vorlie-

gende Roman, obschon in der Zeit der Kreuzzüge spielend, faßt doch eben aus jener nur gläubigen Zeit die einzige Epoche heraus, welche sich mit unserer Gegenwart in Verbindung setzen ließ. Der deutsche Kaiser Friedrich II. und die römische Hierarchie sind die zwei bewegenden und sich bekriegenden Elemente des Romans; und dieser umfaßt die ganze lange Zeit von 1228 bis zum Todestage Friedrichs im Jahre 1250. Bereits in der langen Dauer der Handlung des Romanes — denn wir verfolgen zwei und zwanzig Jahre lang die damalige Weltgeschichte Schritt für Schritt — liegt die Nothwendigkeit eines Fehlers begründet, der sich denn auch wirklich in nicht geringem Maße geltend macht. Ich meine nämlich den Mangel einer Concentration der ganzen Bewegungen einer langen Periode auf gewisse einzelne massenhafte Schichten. Es ist durch diese lange und ununterbrochene Dauer der Romangeschichte nöthig worden, zu viel Nebendinge und -personen fort und fort mitzuschleppen, die uns vielleicht nur an einer einzigen Stelle nöthig sind und deren persönliche Anschauung uns außerdem wieder vom Romangange verwehrt ist. Um es mit kurzen Worten zu sagen: dieser Roman enthält zu viel wissenschaftliche und vom Romangang abseits gelegene Geschichtserzählung. Wir entbehren dadurch den Vortheil des unmittelbaren Eindrucks, der menschlichen Empfindung für Menschen und Situationen. Die Liebe des Narren zum Kaiser und zu dessen Geliebten, Eudoria, des Kaisers und Eudorias gegenseitiges Verhältniß selbst erscheinen zwar wohl als eigentliche Agentien der ganzen Romantik des vorliegenden Buches; aber auch das Interesse an ihnen tritt durch die Geschichte zu sehr in den theilnahmlosen Mittel- und Hintergrund. Sie erscheint episch, aber nicht organisch. Und dies eben erscheint mir der im Vorwurfe des Romans selber begründete Fehler, daß man Neigung und Theilnahme nicht an die Personen hängen und fesseln kann, daß wir immer und immer wieder auf das Interesse an der Welthistorie hingestoßen werden, ohne daß sich diese verkörpert. Es sind der Kaisergestalt gegenüber keine umfassenden Träger aller Gegensätze gegen seine Absichten, Pläne und Anschauungen vorhanden; jede einzelne Person vertritt nur eine einzelne abgeschlossene Gegenabsicht, einen einzelnen Gegenplan, ein isolirtes Interesse, und Niemand ist als Gesamthaupt der gegenkaiserlichen Partei vorhanden. Wir haben keine Größe, an der wir die des Kaisers vergleichen und bemessen können, und darum ist eben der Verfasser so oft genöthigt, es dem Leser zu versichern, daß jener ein großer Mann. Dies bedingt aber immer nur ein verständig erstaunendes, kein im tiefinnersten Gemüthe bewunderndes Gefühl im Leser. Es entsteht unter solchen Verhältnissen nothwendig die Folge, daß man, so vortrefflich auch manche Partien und besonders einzelne Situationen geschildert sind, doch innerlich theilnahmlos von Anfang bis zu Ende bleibt, daß uns die

Menschen nicht zu Fleisch und Blut, zu lieben Freunden oder gehaßten Feinden werden, daß man keinen vollen und ganzen Eindruck mit von der Lectüre hinwegnimmt. Der Geschichtskundige wird die Studien des Verf. anerkennen und darum das romantische Beiwerk wegwünschen, um für seine Anschauungsweise etwas Ganzes und Geschlossenes zu besitzen; der Romanleser wird wieder das Geschichtswerk unnöthig erachten, ihm wäre das alleinige romantische Beiwerk lieber. Denn eben die Verschmelzung fehlt, welche das eine ohne das andere ganz unmöglich erscheinen läßt, und darum konnte kein volles, organisches Kunstwerk entstehen.

Aus diesen, unserem Interesse so fern liegenden Zeiten und Verhältnissen, denen nur ein sehr künstlicher Mechanismus die Anerkennung gewisser Aehnlichkeiten mit und gewisser Bezüge zu unserer Gegenwart hätte erringen können, reißt uns Ernst Willkomm's bereits vielgenannter Roman „Weiße Sklaven oder die Leiden des Volkes“ inmitten der Miszustände einer kaum verfloßenen Lebensperiode eines großen Theiles unserer heutigen Generation, Miszustände, deren Folgekrankheiten eben durch die Gestaltungen der socialen Zustände von heut vielleicht einer nicht minder erschreckenden Entwicklung entgegengehen, als jene frühere war. Willkomm verknüpft die Leiden der leiheigenen Zeit des wendischen Volkes in der Lausitz mit der Schilderung der heut lebenden Proletarier. Ein Bild voll des entsetzlichsten Elends und erleuchtet von den düster glühenden Fackeln der wüthendsten Leidenschaften des Geizes und der Habsucht auf der einen, des durch Hunger und moralische, wie physische Misshandlung auf der andern Seite angefachten Hasses enthüllt sich vor unserm Blick. Nach den mancherlei Besprechungen, welche dieses Buch bereits in critischer, wie publicistischer Hinsicht gefunden, würde es jedoch überflüssig sein, hier nochmals den vielfach verschlungenen Erzählungsgang entwickeln zu wollen. Ueberdies liegt ja auch nur ein Bruchstück vor, dessen Abschluß uns — wie bereits die Zeitungen meldeten — Behördenstrenge noch vorenthält. Es bleibt demnach nichts übrig, als einzelne Momente des Vorhandenen erwähnend hervorzuheben und für eine spätere Zeit die organische Besprechung des Ganzen zu versparen. Eine gewisse innere Verwandtschaft der vorliegenden Erzählung mit den aus der Neuzeit als organische Nothwendigkeit vorliegenden Mystereien liegt im aufgefaßten Stoffe begründet. Aber während sich dort — selbst in deren Pariser Vorbild — keine naturgemäße und organische Lösung der geschilderten Zustände entwickelt, drängt sich diese hier aus den Gestaltungen und Wandlungen des Lebens der auftretenden Proletariermassen wie eine blutroth über unserm Horizonte schwebende Wolke hervor. Aber auch für solche Auffassung fehlt dem Leser noch die Bestätigung durch den vorenthaltenern vierten Band. Indessen läßt sich vor der Hand eine Ver-

gleichung dieses Romans mit den Sue'schen Mytherien selbst bis zu gewissen Individualitäten fortführen, obschon damit keineswegs angedeutet werden soll, daß diese irgendwie als Nachahmungen auftreten. Haideröschchen und Herta sind auf der einen, der Maulwurfssänger auf der andern und Kapitän Aurel endlich auf einer dritten Seite die Verkörperungen dieser Anklänge. Aber dabei bleiben die Geschichtsgänge nicht auf einen einzigen bestimmten Punkt begrenzt, wie dort auf Paris, vielmehr verketten dieselben die Lebensgestaltungen des nördlichen mit denen des östlichen Deutschlands und bald führen sie uns zur Anschauung des von Schaumgold überglänzten Lebens der Prostituirten in Hamburg, bald zu jener des nackten Glends des Landvolkes und der niedern Gewerbetreibenden der lausitzer Haiden, der schlesischen Berge. Dabei ist aber dennoch fortwährend die Concentration der Theilnehmer auf bestimmte einzelne Gruppen erreicht und die Erzählung flattert nirgends nach seitab gelegenen Dingen, um während dessen die Hauptsache fallen zu lassen. Darin beruht, so wie in der genauen Kenntniß des Detaillebens der Proletarier vorzüglich die Wahrheit des Romans begründet ist, dessen künstlerischer Vorzug. Und somit scheiden unsere Blicke von ihm, hoffend, daß endlich auch die Vollenbung des Kunstwerkes durch keine polizeiliche Maßregel dem Publikum mehr vorenthalten werden möge.\*)

In viel eleganterem Gewande als dieses Buch von den Leiden des Volkes erscheint noch ein anderer Roman mit dem weitumfassenden Titel: „Die Jesuiten in England und Oesterreich.“ Gestehen wir es offen, die Kritik ist von vorn herein gegen das nur zu oft als lockendes Aushängeschild unbedeutender Erzeugnisse dargebotene Wort des Jesuitismus eingenommen worden, und es bedarf schon einer tüchtigen Leistung, um dieselbe mit solchem anrühigen Titel zu versöhnen. Ohne den Namen des Verfassers, wie überhaupt so viele jesuitenfeindliche Bücher, tritt auch dieses hervor. Liegt nun in dieser Thatsache auf der einen Seite die Vermuthung nahe, daß hier Wirklichgeesehenes, wirkliche Tagesgeschichte gegeben werde, so vermag man doch auch

\*) Leider kann dem während Niederschreibung und Abdruck dieser Zeiten endlich nachgefolgten 4. und 5. Bande des Willkomm'schen Romans nicht dasselbe Lob, wie den ersten drei Theilen ertheilt werden. Die Geschichte ist sehr gewaltsam gekehrt und gezerrt, giebt kein ideal-publicistisches Resultat, wie doch ihr Anfang erwarten ließ, sondern verliert sich in breiten und abenteuerlichen Räubersituationen und Mordfabeln, neben denen die ungläublichsten Verwandtschaftsfäden der Proletarier mit dem gräflich Woberstein'schen Hause auftauchen und zur romanhaften Geltung kommen. Da man im 4. und 5. Bande indessen sehr viele Cartons bemerkt, so mag wohl die Frage schwer zu entscheiden sein, ob diese räuber- und schauerromantische Wendung des Romans wirklich der ursprünglichen Organisation angehört, oder ob sie eine Concession ist an die Zwangsmaßregeln, welche die Behörden anwandten, um das Ende des Buches zu unterdrücken. Hoffen und wünschen wir das Letztere.

wieder auf der andern Seite nicht den Argwohn zu unterdrücken, daß sich hier, wie so oft, die Unfähigkeit oder doch die banale Mittelmäßigkeit hinter der bequemen und verantwortungsfreien Anonymität verhüllen möge. Nicht unbefangen bin ich darum an die Lesung dieses Buchs gegangen, nicht selten überraschte mich bei deren Beginn sogar der Gedanke, wie hier vielleicht nur eine aus einer Menge von Lectüre zusammengetragene Arbeit, vielleicht sogar nur eine Bearbeitung eines englischen Originals geboten sei. Aber je weiter ich vordrang, desto mehr traten diese Voreingenommenheiten in den Hintergrund zurück, und am Ende angekommen, muß ich diesen Roman als ein Ergebniß nicht unbedeutender Befähigung, wenn auch wahrscheinlich als erstes Product eines literarischen Dilettanten anerkennen. Allein mit dem Titel muß ich auch fort und fort rechten. Man erkennt nirgends einen Grund dafür, zu welchen höhern Zwecken und Absichten des Jesuitenordens die Diener und Leiter desselben gegen den Haupthelden der Erzählung die tausendgestaltigen Mittel ersinnen, einschlagen, einschlagen lassen und verfolgen, durch welche dieser in dessen Schlingen gelockt wird. Konnten sich alle Verwickelungen der in ihrem Detail wirklich außerordentlich lebensvollen und lebenswahren Erzählung nicht viel natürlicher und ungezwungener, auf die ebefalls gegebenen socialen und familienhaften Verhältnisse basiren, als auf ein herbeigezwungenes fort und fort plump eingreifendes Jesuitenwirken? Die ganze Production würde damit einen widrigen Anstrich von pitavalischer Romantik und Vigilantenpoesie, wie sie ihn jetzt hat, verlieren. Es würde aber allerdings auch zu Motivirung ihrer einzelnen Wendungen weit größerer psychologischer Begründungsschärfe und romantischer Schöpfungskraft bedürfen, wenn, anstatt daß jetzt der Jesuitismus und die Jesuitencorporation immer im entscheidenden Momente als *dei ex machina* auftreten, die einzelnen Situationen aus sich selbst durch organische Nothwendigkeit entwickelt würden. Damit würde allerdings auch der ganze vorhandene Organismus des Romans aufgegeben werden müssen. Aber sicherlich würde dessen Kern dadurch an eigentlichem ästhetischen Kunstwerth nur gewinnen, wenn schon vielleicht für einen gewissen Leserkreis dessen Verarbeitung an prickelndem Reize verlöre. Dies bei einer neuen Production zu berücksichtigen, und sich nicht durch etwaigen Erfolg in gewissen Zirkeln zu einem einseitigen Vertiefen in derartige, weil eben ihrer Wesenheit nach unbekannte, darum so leicht für romantische Staffage anwendbare Schreckensalten der heutigen Gesellschaft hinreißen zu lassen, dies ist sonach die nächste Aufgabe des mit gefälliger Darstellungsgabe ausgerüsteten und — wie es scheint — mit leichtbeweglicher Erfindung begabten Verfassers. Um aber nicht nur den Tadel wirklich ausgesprochen, und das Lob nur angedeutet zu haben, muß die Schönheit des Styls, sowie eine glückliche Auffassung der Localfärbung und eine strengwahre Malerei der

Lebensbewegungen der höhern Gesellschaftsklassen noch anerkennend genannt werden. Die niedern Klassen dagegen und ihr Treiben — besonders in England — copirte der Verfasser wohl nur nach den Zeichnungen jener Schriftsteller, welche diesen ihre Production vorzugsweise zuwendeten. U. B . . . . s.

## II.

## A u s P a r i s .

Allerheiligten. — Die journalistische Riesenschlange. — Caffeehausscene. — Der kranke Heine. — Dr. Hyrtl und Dr. Gruby. — Deutsche Kerzte. — Zailandier über Dingelstedt.

Man muß hier einen Tag mitmachen, an welchem keine Journale erscheinen — wie z. B. vorige Woche am Allerheiligentage — um zu begreifen, welch ein Bedürfniß das Journal dem Pariser ist. Mitten in der an Zerstreung unerföhplichen Stadt findet er Nichts, was ihm die versäumte Lectüre seines Blattes, das Ausbleiben des nöthigen Proviants an Nachrichten ersetzen könnte. Darum gibt es hier auch keine Erscheinung, die so viel Furore unter allen Classen der Gesellschaft macht, als eine Calamität oder ein Scandal in der Journalistik. Die Riesenschlange von Zeitung, die sich seit mehreren Wochen in allen Caffeehäusern lagert, die „Epoque“, ist noch immer nicht zu Tode gesprochen, obgleich viele ihrer Concurrenten ihr ein seliges Ende gönnen möchten. Wenn man auf dem Boulevard hinschleudert und einen von diesen armen Teufeln erblickt, die in einer grauen Uniform, einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, die Nummern der „Epoque“ mit dumpfem Tone zum Kaufe ausbieten, so sollte man glauben, es sind die Leichenbitter, welche zur Beerdigung der ganzen pariser Presse einladen, denn nach dem Riesenfressen, welches die „Epoque“ bietet, gibt es kein plus ultra mehr für die Journalistik. Ich ging unlängst in eins jener Cafés, wo auch Diners servirt werden. Es war Essenszeit, fünf Uhr Abends. Ich bemerkte, wie der Garçon im Stillen wüthende Blicke schoß auf einen Herrn, der neben mir saß. Dieser Herr las nämlich die „Epoque“; er war erst auf der sechsten Columne der zweiten Seite. „Sechs Stunden an einem und demselben Tische sitzen zu bleiben!“ — brummte der Garçon vor sich hin — „den Platz abzusperrn und uns zu nöthigen, Kunden, die zu Mittag speisen wollen, fortzuschicken, und dieß Alles für ein Glas Zuckerwasser, für eine Zeche von fünf Sous.“ Während dieses Monologs blieb der eifrige Leser unbeweglich in sein Journal vertieft sitzen, während wirklich einige ungeduldige Mittagsgäste aus Unwillen keinen Platz zu finden, fortgingen, um ein andres Speisehaus aufzusuchen. In dem Momente, da ich selbst fortging, begann der gewissenhafte Leser sich über die erste Columne der dritten Seite herzumachen, und der Garçon, der vor Wuth schäumte,

fuhr zum hundertsten Male — wiewohl auch diesmal vergebens — mit seinem Schwamm über den Tisch hin. Und im Grunde war dieser Leser in seinem guten Recht, seit undenklichen Zeiten geht man ins Caffeehaus, um sein Journal zu lesen; es ist nicht die Schuld der Gäste, wenn die Journale zu Leihbibliotheken anwachsen.

Wenn Sie in deutschen Zeitungen lesen, Heinrich Heine sei gelähmt auf der linken Seite, blind auf dem linken Auge, so müssen Sie das nicht so buchstäblich nehmen. Heine ist ein Hypochonder, der sich immer kränker glaubt, als er ist. Sein Arzt, der Dr. W. .... r aus Wien, hat mir oft Beruhigung gegeben, wenn ich den Patienten wirklich gefährlich glaubte. — Heine schickt des Tages oft ein halbes Duzendmal zu seinem Arzt, um ihn zu consultiren und ihm am Ende doch nicht zu folgen. Aber leidend, sehr leidend ist unser armer Dichter allerdings. Sein nervöser Kopfschmerz, den er schon als junger Mensch in Berlin gehabt hat, nimmt immer mehr und mehr überhand, und er ist allerdings von einem Schlagflusse bedroht, wie auch sein ganzer Körperbau und der kurze Hals es verräth. Leider fehlt einem der größten deutschen Dichter — was auch seine Feinde dagegen keifen mögen, er ist und bleibt einer unserer größten Poeten — die pflegende Hand eines deutschen Weibes. Mad. Heine ist eine herzensgute, liebe Frau, aber die Hingebung, die weiche Sorge einer deutschen Pflegerin ist ihr nicht verliehen.

Ich erwähnte so eben eines Wiener Arztes und kann nicht mit Stillschweigen eine Auszeichnung übergehen, die einem andern deutschen Arzte, dem Professor Hyrtl (aus Wien, wie ihn der „Moniteur“ bezeichnet, wenn ich nicht irre, muß es jedoch heißen: aus Prag), zu Theil wurde, indem ihm das Kreuz der Ehrenlegion zugesendet wurde. Professor Hyrtl, der vielleicht in ganz Europa die besten anatomischen Präparate macht, hat das neuerrichtete hiesige anatomische Museum mit den besten Stücken versehen, und der Minister des Unterrichts hat auf den Vorschlag der hiesigen Facultät dem hochverdienten Manne die Anerkennung Frankreichs in einem besondern Schreiben ausgedrückt. Ein ähnliches Schreiben, aber ohne die Decoration, wurde auch einem andern hier lebenden österreichischen Arzte, dem Dr. Gruby aus Wien, zu Theil. Auch er sollte mit der Ehrenlegion bedacht werden, doch hat man nicht zwei Fremde zugleich decoriren wollen, was die französische Eitelkeit verletzt hätte. Im Ganzen haben die deutschen Arzte auch in ihrer Praxis hier seit einigen Jahren viel Terrain gewonnen und in vielen höhern Familien werden sie mit besonderer Vorliebe den französischen vorgezogen. Wenn der Mensch krank ist, hört alle Nationaleifersucht auf. — In den Kreisen der hiesigen deutschen Schriftsteller macht das neueste Heft der „Revue des Deux Mondes“, welches einen Artikel über Dingelstedts Gedichte (von Taillandier) bringt, viel böses Blut, da Dingelstedt auf Kosten Heines

und Herweghs herausgestrichen wird. Ich meinerseits sehe nichts Unrechtes oder auch nur im Mindesten Tadelnsworthes darin, wenn Dingelstädt wirklich seine Gedichte nebst einigen nöthigen Personalnotizen an Taillandier geschickt hätte. Es ist uralter Brauch, daß der Verfasser dem Critiker sein Buch zusendet, und Taillandier ist ein Critiker, mit dem man sich nicht zu schämen braucht in Verbindung zu stehen. Uebrigens ist auch jene Hypothese von der Zusendung noch nichts weniger als begründet. Taillandier kennt die deutschen Literaturverhältnisse nicht wie ein Franzose, sondern wie ein Deutscher. Es ist merkwürdig, welches kleine Beiwerk, welche biographischen Details, ja welchen Klatsch sogar dieser Kritiker weiß. Man sollte nicht glauben, es ist ein Professor in Montpellier, der dies schreibt, sondern ein leipziger Literat, der die Ahnen und Urahnen, die Wäscherin und den Barbier eines jeden Schriftstellers kennt; Taillandier kennt nicht nur auf das vollständigste unsere literarischen Parteien, er kennt auch unsere Eliquen.

## III.

## Aus Berlin.

Der Protest vom 15. August. — Dessen Gegner und Vertheidiger. — Um was ist denn der Streit?

Ich habe um Verzeihung zu bitten. Verschiedene Umstände, die für den Dritten von keinem Interesse sind, haben die Erfüllung des in meinem letzten Schreiben gegebenen Versprechens einige Wochen hingehalten. Auf die Darstellung, die ich zu geben habe, ist jedoch diese Verzögerung von beinahe keinem Einflusse. Ich kann noch ganz so schreiben, wie ich damals geschrieben haben würde. Die Lage der Sache hat sich um kein Haar breit geändert, und die Spannung auf den Ausgang dieser Wirren ist, ungeachtet eine Art Friede dictirt ist, größer denn je. Befriedigt ist durch diesen Frieden keine der Parteien, und kann es nicht sein, denn selbst diejenige Partei, zu deren Gunsten er für den Augenblick zu entscheiden scheint, ist klug und erfahren genug, um einzusehen, daß zu einer dauernden Behauptung ihrer Interessen ganz andere Siege erforderlich sind als der eines den Gegnern aufgelegten Stillschweigens.

Wenn Jemand diese Masse von Brochüren, welche der bekannte Protest vom 15. August hervorgerufen hat, mit einem einzigen Blicke durchwandern könnte, so denke ich mir, es müßte ihm ungefähr zu Muthe sein wie Einem, der den Schluß jener Faustischen Scene in Auerbachs Keller mit ansähe. „Was giebt's? — Wie? — War das deine Nase? ... Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder! ... Nein, sagt mir nur, was ist geschehen?“ So sehen sich diese Herren in den Brochüren erstaunt einander an und scheinen selbst nicht begreifen zu können, wie es zugehe, daß sie gegen einander in Was-

fen stehen. Sie machen die größten Anstrengungen vor des Lesers Augen, sich es klar zu machen, was denn eigentlich sie von den Gegnern unterscheidet. Warum steht ihr drüben und nicht bei uns, zu denen ihr gehört? Um was streiten wir? Nun, wir für dieses. — Ihr? Nein, das ist ja unsere Fahne! — Also warum ist der Streit? — Ja, hättet Ihr nicht angefangen. — Als ob es sich nicht gerade umgekehrt verhielte: die Angegriffenen sind wir. — Wir streiten wider euch, sagen die Unterzeichner des Protestes vom 15. August, wir streiten wider euch, weil wir die Kirche vor dem Zerfallen, vor der Zerspaltung in Secten retten wollen, weil wir Gemeinschaft, Eintracht, Friede stiften wollen. „Der Geist brüderlicher Verständigung,“ sagen sie, „macht einem bedrohlichen tumultuarischen Wesen Platz. ... Es ist Gefahr vorhanden, daß die evangelische Kirche nach vielen Seiten hin zerspalten werde. ... Es ist eine Pflicht für alle lebendigen Mitglieder dieser Kirche, solcher Gefahr der Zerspaltung entgegenzutreten.“ „Ja wohl, es ist Gefahr vorhanden,“ stimmt der Berliner Magistrat in seiner Immediatvorstellung vom 22. August mit ein, „Gefahr, daß die evangelische Kirche in Secten auseinander falle.“ Und „es steht eine Trennung in verschiedene Secten zu befahren,“ versichert Sr. Majestät dem Könige auch der Königsberger Magistrat. Einigkeit, Gemeinschaft! rufen diese Alle, Abwendung der Gefahr, die von Denen her droht, welche Freunde der evangelischen Kirchenzeitung sind! — Wer stört die Gemeinschaft? wer bricht den Frieden? wird von drüben her geantwortet. Nicht wir. Ihr, die ihr im Ganzen genommen Eines Glaubens mit uns seid, ihr tretet auf die Seite der Feinde unsers gemeinschaftlichen Glaubens hinüber. „Ihr habt,“ sagt ihnen der Regierungsrath Schebe (in seiner Schrift: „Das Grundprinzip der Reformation“) „ihr habt euch auf den Kampfplatz gestellt zwischen uns und die Andern, doch nicht zu unserm Schutz und Beistand, wiewohl wir eine gemeinsame Sache, obwohl wir gemeinsame Gegner und deshalb auf diesen Beistand Anspruch hätten.“ „Ihr,“ sagt ihnen Professor Stahl (in seinem „Sendschreiben an die Unterzeichner u. s. w.“) „hängt euer Protestklähnchen ans Schlepptau der großen Lichtfreundprotestationsflotte, stürmet in die Bresche, die ihr von diesen — diesen Bundesgenossen bereitet findet; in dieser Zeit der Erschütterung helfet ihr noch zur Erschütterung des Christenthums beitragen.“ — Und endlich Herr Hengstenberg selber. Die Erklärung, sagt er, habe man erwartet; doch das habe man nicht erwartet, daß sie so ganz nur gegen die Kirchlichgesinnten gerichtet sein werde, daß sie nicht auch gegen die Lichtfreunde sich stark aussprechen würde. Ein warmes Bekenntniß zu Christo, eine entschiedene Losagung von den Lichtfreunden, eine Anerkennung des gemeinsamen Lebensgrundes habe man erwartet. Aber daß diese Erklärung so gegeben worden, wie es geschehen ist, „das

— das ist eine Treulosigkeit.“ — Gemeinschaft, Eintracht wollen, nennt ihr das, wird von den Unterzeichnern des Protestes entgegnet, wenn ihr Solche, die sich zu der Kirche zählen, ausschließet? Wir, wir wollen die Mannigfaltigkeit der Gaben anerkennen. Wir verlangen für alle Theile der Kirche das ungekränkte Recht freier Entwicklung. Das Recht, sagt Herr Eltester (in seiner „Offenen Antwort auf ein Sendschreiben des Herrn Strieß“) erläuternd hinzu, das Recht, das Luther in den Worten geltend gemacht hat: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde u. s. w.“ — Und was wollen wir denn anders? antwortet Herr Hengstenberg. „Es gehört gerade zu den Eigenthümlichkeiten der evangelischen Kirchenzeitung,“ sagt er wörtlich, „den Spuren des Glaubens mit Liebe überall nachzugehen, wo sie nur vorhanden sind, unter den abweichenden kirchlichen Bekenntnissen und unter den theilweise von den Kirchenlehren abweichenden Richtungen.“ „Nur da,“ fährt er fort, „nur da, wo die Abweichung von der gefunden Lehre eine totale ist, wo sie den Grund selbst betrifft, haben wir — nach dem Vorgange der heiligen Schrift — das Prädicat Ungläubig angewendet.“ — Man sieht aber, sagt der Landpastor Thilo (in seiner Schrift „Unmündige Fragen“) den Unterzeichnern des Protestes, man sieht wohl, was das für ein Gleichgewicht ist, das ihr herstellen zu müssen vorgelbt; kein anderes als „das Gleichgewicht zwischen Glauben und Unglauben an dem Evangelium.“ Und der Pastor Runke an der Waisenkirche in Berlin sagte von der Kanzel herab — dem Herrn Thilo treulich nachbetend — die Unterzeichner des Protestes hätten sich in die Mitte stellen wollen zwischen Glauben und Unglauben: das sei die „rechte Mitte,“ von der sie redeten; in der That und Wahrheit verwürfen sie das Bekenntniß der evangelischen Kirche. — Ja, ihr seid im Herzen Ungläubige, sagt ihnen der Regierungsrath Strieß in Potsdam, der erste, der, obgleich, wie er selbst sagt, kein Anhänger oder auch nur Leser der evangelischen Kirchenzeitung, für die angegriffene in die Schranken trat (in seiner Brochüre: „Sendschreiben an die Herren Geistlichen zu Berlin u.“); die Kirche, sagt er, werde lieber ein offenes Bekenntniß des Unglaubens vernehmen, als sich täuschen lassen. Und der alte Harms schrieb von Kiel her einen Aufsatz in die Wossische Zeitung, worin er ihnen sagte: sie sprächen gegen die Kirchenzeitung, meinten aber im Grunde das Symbol der Kirche selbst: Wislicenus, Uhlich, König seien freimüthige Leute; sie, die Unterzeichner des Protestes, nicht. — Das sei Verkenneung, Anschwärzung, Verdächtigung, Verleumdung! rufen nun die Unterzeichner. Nicht zwischen Unglauben und Glauben stehen wir in der Mitte, antwortet der Prediger Pischon seinem Amtsbruder Runke, sondern nur zwischen Unglauben und Aberglauben. —

„Wohlgeborner Herr Regierungsrath, hochgeschätzter Freund!“ hebt der alte ehrwürdige Bischof Eylert in seiner Antwort an Herrn Strieg an, und sagt ihm, unverdiente, ehrenrührige Kränkungen habe Strieg ihm zugefügt, die mit gerechten Unwillen zu beleuchten Eylert seiner Ehre, seiner amtlichen Stellung, seiner Gemeinde, der evangelischen Kirche und seinem Glauben schuldig sei. Strieg sage, man habe sich in einer so unbestimmt gehaltenen Formel ausgedrückt, um — sich nicht zu verrathen. „Ich muß, indem ich dies lese und wiederlese, die Feder hinlegen; die Brust wird mir altem sechundsiebzigjährigen Manne dabei zu enge ... Meine Confirmanden während 51 Jahren, die ich im Predigtamte gewesen, wissen es und werden mit Zeugniß geben, wie ich in Liebe Christlich positiv bin.“ — Und so lassen sich alle Uebrigen, die geantwortet haben, in ähnlicher Weise vernehmen. Eltester hielt es für sonderbar, daß er sich Männern sollte angeschlossen haben, welche die Kirche, in der er „mit seinem ganzen Wesen wurzelt,“ untergrüben. „Ich sehe mich um,“ sagt er, „und wen finde ich unter diesen Männern? Den greisen Mann, dessen Verdienste um die Agende ich nicht erst zu rühmen brauche, jenen andern treuen Hirten, dessen Bemühungen, die Kirche zu treuem Festhalten an den Symbolen zurückzuführen, ihm die heftigsten Angriffe zugezogen hat, Hobbach, Lisco u. s. w.“ Nein, sagen alle diese den Gegnern, nein, ihr seid unduldsam, seid starr, haltet an einem ererbten Glauben ... — Starr? „D ihr Bitteren!“ antwortet Harns. „Ererbt sollen wir unsern Glauben haben. Ja, ererbt haben wir ihn; allein wir wissen, mit welcher Arbeit wir uns in dieses Erbe gesetzt haben.“ Die innere Seelenerfahrung, sagt Stahl, mache die Bekenner des Augsburgischen Glaubens zu solchen, keineswegs die Autorität Luthers oder Melancthons. Die Beschuldigung, daß man nur ererbtem Glauben anhängt und eine todte Formel sich zum Papst mache, sagt Hengstenberg, sei „eine sehr harte“ und — er müsse es sagen — theilweise gegen besseres Wissen und Gewissen ausgesprochen.“ — Also alle Vorwürfe nehmen die Gegner wirklich als Vorwürfe von einander an, das heißt: sie sind im Urtheil einig, werfen aber diese Vorwürfe zurück und wälzen sie sogar Denen auf, von denen sie ausgegangen. Alle wollen nicht starr, nicht unduldsam, nicht ausschließend sein, Alle wollen Gemeinschaft und Friede, Alle wollen sogar mannigfache Gestaltung bei der Einheit und nur Einheit in der Mannichfaltigkeit, Alle wollen freie Fortentwicklung — „die evangelische Kirchenzeitung hat zu den protestantischen Bekenntnisschriften stets eine liberale Stellung eingenommen, hat nie verkannt, daß sie Producte ihrer Zeit seien“, sagt selbst Hengstenberg — Alle wollen nicht für eine Partei gelten, sondern die wahre Kirche sein, und zwar nicht — das sagen sie Alle ausdrücklich — auf Kosten der Andern und wider diese, sondern mit ihnen, Alle wollen das

Christenthum, die Schrift in richtiger Auslegung, die Symbole, soweit diese die richtig ausgelegte Schriftlehre enthalten, Alle bekennen den Glauben an Christum als den alleinigen Grund der Seligkeit, Alle zeigen sich entrüstet über böses Verdächtigen und Verleumbden, Alle behaupten, daß sie nicht nach Herrschaft, sondern nur nach dem Reiche Gottes und dessen Ausbreitung in Liebe unter den Menschen trachten, Alle versichern, daß sie nur aus Liebe zu Gott und dem Nächsten handeln, Alle bethauern, daß sie falsche Mittel verabsehen und nur mit den Waffen des Geistes zu fechten begehren. Nun — um was ist denn der Streit?

## IV.

## Aus Frankfurt an der Oder.

Stadt und Bürgerschaft. — Geselliges Leben. — Theater. — Konradin Kreuzer. — Messe. — Eine Wirkung des russischen Fortschritts.

Frankfurt an der Oder ist für märkliche Ansprüche eine hübsch gelegene Stadt. Reisende geben ihr das Zeugniß, daß sie gut gebaut und in wachsender Verschönerung begriffen sei. Bei alten Städten kann letztere nur außerhalb der ursprünglichen Ringmauern wirken, so auch hier. Ein Gürtel reizender Anlagen ist an die Stelle der Befestigungsstreife getreten, neue Straßen entstehen, der Wilhelmsplatz mit seinen schönen Gebäuden würde jede Hauptstadt zieren. Auch das Leben hat hier viel Großstädtisches und es spricht für seine Annehmlichkeit, daß Viele, denen die Wahl in jeder Hinsicht frei steht, Frankfurt trotz der Theuerung, über welche seine wirthlichen Hausfrauen klagen, zu ihrem Wohnort wählen. Als ein Emporium des Großhandels hat die Stadt ihre drei Messen; Eisenbahn, Chaussee und Strom sind deren Pulsadern. In jüngster Zeit wird über ihr Sinken geklagt, doch hofft man durch Errichtung einer Bank, welche als dringendes Bedürfniß angeregt worden ist, den alten Flor wieder herzustellen. Allerdings sind die Messen eine Lebensfrage der Stadt, nicht für den Handelsstand allein, auch nicht bloß für den Hausbesitzer, dessen Eigenthum sich zu einer enormen Höhe verzinsset, bis auf den Platz vor der Thüre Miethen bringend, sondern vorzüglich noch für eine gewisse Schicht der Bevölkerung, welche rein von einer Messe zur andern lebt und ohne deren Verdienst nicht zu bestehen wüßte. Die Verarmung, welche aller Orten ihr gespenstig Haupt erhebt, wird auch hier, trotz reichlicher Spenden von Seiten der Stadt und der Privaten, immer drohender wahrgenommen, wovon die frechsten Diebstahle Zeugniß geben. Diese haben neuerdings einen geachteten Kaufmann veranlaßt, einen Verein zur Sicherung des Eigenthums in Vorschlag zu bringen.

Wie rüstig unsere wackere Bürgerschaft im Sinne der Zeit vor-

wärts strebt, das zeigt sich in der Entwicklung ihres ganzen städtischen Lebens. Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen, wenn die Theilnahme an den schwebenden Fragen nicht abgeschlossenen Organen überwiesen bleibt, sondern allgemein wird. Die Stadtverordneten ermuntern diese Theilnahme durch Veröffentlichung ihrer Beschlüsse, welche nach jeder Sitzung im hiesigen Wochenblatte erscheint und mit großem Interesse gelesen wird. Frankfurt ging mit dem besten Beispiele voran, denjenigen Stand, der um den kargsten Lohn am edelsten Werke, am Fundament eines sittlichen Volkes arbeitet, den Lehrerstand, angemessener zu dotiren. Schöne Vertröstungen, daß man sich mit seinem Loose beschäftige, können ihm nichts helfen, wenn ihm fortwährend sein schönster Lohn: das eigne Bewußtsein gesegneten Wirkens, als Geld veranschlagt und angerechnet wird! Auch die politischen und religiösen Bewegungen der Zeit finden hier eine lebhaft besuchte Arena. Wie gleichgültig war noch vor wenig Decennien eine gewisse Klasse der Gesellschaft gegen diese Fragen, welche in den Salons förmlich geächtet waren, wenigstens die religiösen Interessen! Heut gilt aber auch darin kein Neutralsein mehr, es heißt: „hie Wef! hie Waibling!“ Vor Kurzem sahen wir hier einen Versuch zur persönlichen Verständigung: viele Prediger von fern und nah waren deshalb zusammengekommen. Es soll, wie ein Dhrzenzeuge mir gesagt, dabei harte Kämpfe gegeben haben, besonders wegen der bekannten Erklärung vom August, welche die Schleiermachersche Richtung repräsentirt — indessen sei doch endlich die Frage der Tagesordnung: ob die religiösen Bewegungen der Zeit zu Kanzelvorträgen geeignet seien? mit Nein erledigt worden. Erwartet aber das Volk nicht, da die Gewissen überall beunruhigt wurden, von seinen Lehrern Trost und Aufschluß? Nach denen freilich Viele nichts fragen. Man kann das Heilige ungeschreit in Kaffeehäusern und Tavernen verspotten hören. In einer kleinen Stadt wohnte ich derartigen Gesprächen bei; als einer der Anwesenden nicht ernstlich, sondern witzelnd Einspruch that, mit dem Zorne des Caplans drohend, wurde ihm zur Antwort: „Das wird mir jetzt Niemand mehr wehren; bis jetzt durfte man nur nicht reden, wie Einem um's Herz war.“

Unser sociales Leben bietet wenig Eigenthümlichkeiten, es bewegt sich in überall anzutreffenden Bahnen. Doch das muß man rühmend sagen, ein herzlicher Geist durchweht im Ganzen unsere Geselligkeit, die Stände sondern sich wenig ab, ja, wenn es geschieht, so erscheint das als Ausnahme. Kunst und Wissenschaft haben hier Freunde genug, wie besitzen Gelehrte von Fach, tüchtige Schulmänner, künstlerisch und literarisch Gebildete in hinlänglicher Zahl, aber es fehlt an einem Institut, wo die geistigen Interessen durch Austausch gefördert würden, sei es ein literarischer Verein oder auch nur ein Ort zur Zusammenkunft und Annäherung der intellectuellen

Kräfte aus allen Lebenskreisen. Vom Casino, das hier wie überall florirt, kann für diesen Zweck nicht die Rede sein. Die Officiere der Garnison haben zwar in regelmäßigen Zwischenräumen Zusammenkünfte mit wissenschaftlichen Vorträgen, aber diese halten sich doch nur auf Einem Gebiete, so sehr auch ihr Vorstand bemüht ist, Vielseitigkeit hervorzurufen. Eine kleinere Gesellschaft, welche täglich bei ihrer Tafelrunde zu finden ist, regt sich in Besprechung wenigstens der Tagesinteressen durch eine vielseitigere Auffassung gegenseitig an, da ihre Theilnehmer verschiedenen Berufskreisen angehören. Aber ein Centralpunkt für die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ein freier Verkehr Aller, welche Sinn dafür haben, Unterhaltung, Discussion und Vorträge wechselnd, das fehlt uns. Und gerade in einer Mittelstadt wäre doch dieser Gedanke recht ausführbar. Dem literarischen Bedürfniß genügen drei Buchhandlungen, welche Nova zur Ansicht schicken und nach geschehener Ansicht in der Regel zurück empfangen, einige Lese- und Journalzirkel und mehrere Leihbibliotheken. Musik wird mit mehr oder minderm Erfolge gepflegt, ein sehr freundlich gebautes Theater bringt uns die neuesten Erscheinungen der dramatischen Poesie und der Oper. Würde es nur von Seiten des Publicums nach Verdienst unterstützt! Der Director Leo hat Alles gethan, um der Stadt eine Bühne zu schaffen, die ihr Ehre macht. Unsere Oper namentlich ist recht gut. Konradin Kreutzer, der seit einiger Zeit hier weilt, um seine jüngste Tochter, ein Mitglied unserer Bühne, noch zu leiten, wird in nächster Woche sein Nachtlager von Granada selbst dirigiren.

In der Stadt wogt jetzt eben das Treiben der Messe, welche zwar nächsten Sonntag erst eingeläutet wird, dann aber in der Regel — wenigstens ihr Großhandel — schon beendet ist. Die Bertheiligten zeigen sich im Allgemeinen zufrieden; das muß man annehmen der Art der Klagen nach, die laut werden; denn bei Kaufleuten wie bei Landleuten geht es ganz ohne Klagen niemals ab. Einige haben in der That ernstlich zu klagen, und zwar aus sonderbarer Veranlassung. Nämlich das Verbot der jüdischen Tracht in Rußland hat große Verluste nach sich gezogen. Ich sah in einer Niederlage ganze Stöße jener hochgelben Tücher, welche die Judenfrauen dort turbanartig um den Kopf trugen, nun völlig werthlos geworden trotz des feinsten Stoffes, weil sie hier Niemand kaufen mag. Eine andere Handlung hat für 50,000 Thaler seidene Binden, wie sie zur jüdischen Männertracht gehörten, die nun zu Nichts zu gebrauchen sind, liegen und möchte sie gerne für ein Zehnthel des Werthes loschlagen.

## V.

## Wie Actien das Schwert besiegen.

Folgende Anecdote erzählen wir nicht bloß als einen Beitrag zur Characteristik des Marschalls Soult, sondern auch als einen neuen Beweis, aus welchen kleinen Ursachen oftmals die wichtigsten Wendungen der Geschichte sich ergeben. Für die Wahrheit der Thatsache kann sich der Redacteur dieser Blätter verbürgen, indem sie ihm von einem würdigen Manne, einem höhern Beamten im belgischen Kriegsministerium, der in den Ereignissen der Jahre 1830 und 31 eine wichtige Rolle gespielt hat, dem Obersten des Geniekorps D. U\*\*\*\*, mit der Erlaubniß zur Veröffentlichung mitgetheilt wurde. Bekanntlich bestand der Marschall Soult nach dem Ausbruche der belgischen Revolution mit großem Eifer darauf, Belgien durch französische Truppen besetzen zu lassen und mit Frankreich einzuverleiben. Vergebens setzte Casimir Perrier dem alten eroberungsfüchtigen Marschall seinen ganzen Einfluß und das Arsenal seiner Friedenspolitik entgegen; Soult's eiserner Wille blieb unerschütterlich. Perrier war in dieser Frage nicht bloß als Politiker, sondern noch weit mehr als Privatmann betheiligigt. Ein großer Theil seines Vermögens steckte in den Kohlengruben und Eisenhütten des Norddepartements, und bei einer Einverleibung des kohlenreichen Belgiens mit seiner ungeheuren Eisenindustrie wären die französischen Gruben und Eisenhämmer ungemein bedroht gewesen. In dieser Noth wurde zu einem sonderbaren Hausmittel gegriffen. An einem schönen Morgen ließ sich ein Comité von Industriellen bei dem alten Marschall melden. Der Wortführer desselben ergoß sich mit großer Emphase über die ungeheuren Verdienste, welche der berühmte Feldherr um den Ruhm und das Heil Frankreichs sich erworben. In dieser schweren Prüfungszeit — fuhr er fort — sei es eine besondere Pflicht der Nation, ihren Helden die Beweise ihrer Anhänglichkeit, ihrer Dankbarkeit und ihrer Aufmunterung zu liefern, und der Marschall möge geruhen, aus der Hand eines Theils von fleißigen Bürgern einen kleinen Tribut ihrer Verehrung zu empfangen. Und hiermit wurde dem alten Haudegen ein Paket Actien eingehändigt, die ihn zum Mitbetheiligten bei einigen der großartigsten Hüttenwerke des Norddepartements machten. Der Marschall fuhr die Deputation in seiner gewöhnlichen barschen Weise an, daß es nicht erst solcher Dinge bedürfe, um ihn in seiner Pflicht und in seiner Liebe für Frankreichs Ruhm zu bestärken und so weiter und so fort. Nichtsdestoweniger legte er die Papiere neben sich auf den Tisch. Kaum hatte die Deputation sich entfernt, so ließ der Marschall seinen Intendanten rufen und fragte ihn, was dieses Teufelszeug von Papieren eigentlich bedeute. Der Intendant, der bereits verständigt war, legte sein Gesicht in feierliche Falten und

erklärte, daß diese Papiere von ungeheurem Geldwerthe seien. Der Marschall, der bekanntlich trotz seiner großen Einkünfte stets in Finanznöthen sich befindet, fragte mürrisch, ob sich diese Lumpendinger nicht in baare, klingende Münze umsetzen ließen. Der Intendant ließ einen Augenblick auf die Antwort warten und entgegnete endlich, daß jetzt ein ungünstiger Zeitpunkt zum Verkaufe dieser Papiere wäre. Schenkt uns der Himmel das Glück — sagte er —, daß wir Belgien mit Frankreich vereinigen, wie es die Ehre und die Größe des Vaterlandes verlangt, so dürfte es schwer sein, aus dem Verkauf dieser Actien mehr als achtzig bis neunzig Tausend Franken zu ziehen. Wenn jedoch die französische Politik — was Gott verhüte — es nöthig machen sollte, Frankreich in seinen bisherigen Grenzen zu lassen und die Einverleibung Belgiens von sich zu weisen, so wären diese Papiere von dem Werthe einer Million und noch darüber. — Sie sind verrückt, schnauzte ihn der Marschall an, wie können wir in unserer gegenwärtigen Situation an die wirkliche Einverleibung Belgiens denken? Es war nie meine ernstliche Meinung. Der Intendant entfernte sich, und in dem nächsten Ministerconseil hatte Casimir Perrier keinen Gegner mehr; Belgien blieb unbefest.

## VI.

## N o t i z e n.

Jordan frei. — Tant de bruit pour une omelette. — Entführung per Dampf. — Erbauliche Predigt. — „Ein Tag aus der böhm. Geschichte“. — „Das Buch für Winterabende“. — Tschendorfs „Reise in den Orient“. — Gutenbergs Geburtsort. — Der Börsenspan.

— Noch ist Gerechtigkeit in Deutschland! Sylvester Jordan ist endlich, wegen „unziemlicher Schreibart in einer Eingabe,“ zu fünf Thaler Strafe verurtheilt! Das also war des Pudels Kern! Darum mußte man einen peinlichen Proceß führen, der eine Familie ruiniert, der einen achtungswürdigen Rechtsgelehrten und begabten Deputirten körperlich gebrochen, der so viele Bücherverbote, Censurstriche und polizeiliche Verfolgungen hervorgerufen und Deutschland so viele Jahre lang in Aufregung und Trauer versetzt hat. Alles um fünf Thaler! Denn des Hochverraths ist Jordan ganz unschuldig befunden, die Untersuchung wegen angeblicher Mitwissenschaft um das Frankfurter Attentat ist als unnütz und erfolglos endlich niedergeschlagen worden, und es ist Niemand, der da glauben wird, daß man dies Urtheil der Nachsicht curheftischer Behörden zu verdanken habe; es ist Niemand, der noch zweifeln wird, daß man von Jordans Unschuld moralisch gleich im Anfang, und juristisch vor wenigstens drei Jahren überzeugt sein konnte, denn so lange schon liegt der Proceß gedruckt vor den Augen des Publicums.

— Man schreibt aus Wien: Jetzt erst, nach ungefähr zwei Jahren, ist die Untersuchung über Dr. Wiesner, der bekanntlich ohne österreichische Censurverlaubniß in Leipzig zwei Bände Russisch-politische Arithmetik (gegen Tengoborsky) publicirte, beendet und das Resultat ist — eine Strafe von fünf Ducaten! — Dies scheint allerdings sehr milde und ist es auch. Aber fragt man nicht mit Recht: *Pourquoi donc tant de bruit pour une omelette?* Zwei Jahre Untersuchung, Protocolle, vollgeschriebene Papierbogen, Richter, Actuare und Inquirent in großem Zeitverlust, und wegen fünf Ducaten! Freilich antwortet man: das Gesetz ist nun einmal da, und es muß auf die Aufrechthaltung desselben gesehen werden, wir können milde strafen, denn wir müssen strafen und vor Allem untersuchen. Aber wenn ihr selbst das Gesetz für zu hart haltet, warum ändert ihr es nicht im Princip? Warum erspart ihr euch nicht die trostlose Mühe, das Aufsehen, die Gehässigkeit des Schrittes und vor allem die Ungerechtigkeiten, zu welcher die Consequenz — trotz aller beabsichtigten Milde — treibt. Nehmen wir an, Wiesner hätte, wie z. B. Schuselka zur Zeit des Erscheinens seines Buches im Auslande gelebt, so hätte man ihn natürlich behufs der Untersuchung nach Hause reclamiren müssen, man hätte ihn zwei Jahre in seinem Berufe, in seinem Erwerbe stören müssen, um ihn am Ende — zu fünf Ducaten zu verurtheilen! Ist doch ein Aehnliches voriges Jahr mit einem andern, wenn auch unbedeutenderen Literaten aus Brody geschehen, den man aus Leipzig zurückberief, weil er im Verdachte stand, eine Brochüre bei Reclam publicirt zu haben. Die Untersuchung hatte keinen Erfolg, es wurde nichts bewiesen, aber der unbemittelte Schriftsteller wurde aus seinem mäßigen durch Uebersetzungen ihm gesicherten Nahrungszweig in Leipzig gedrängt und wurde zu der kostspieligen Reise in seine Heimath gezwungen um eine Bagatelle! Ihr habt gut mild sein wollen, ihr könnt es nicht! Ihr seid selbst von dem Geiste der Zeit unwillkürlich so bewältigt, daß euer Strafen dem Buchstaben des Gesetzes nur zur Noth genügt und doch führt euch dies Gesetz eben so unwillkürlich zu schreienden Consequenzen.

— Die Eisenbahnen werden nicht bloß den Kriegen und Schlachten der Zukunft, sondern auch den Liebesromanen und Novellen der Zukunft eine andere Gestalt geben. Wie viel neue Motive, Hindernisse, Zufälle und Situationen lassen sich an die Locomotivpfeife und den Dampfessel knüpfen, welche Sehnsuchts-, Wiedersehens- und Enttäuschungs-scenen können in den Wartesälen und auf den Zwischenstationen spielen! Auch der persönliche Muth der Helden wird sich anders äußern müssen, als sonst; den Dampfrassen können polternde Väter und Dheime nicht in den Zügel fallen, aber entlaufenen

Nichten, Töchtern und Weibern wird man künftig durch electriche Telegraphen zuvorkommen und, wenn sie an der ersetzten Station angelangt sind, dieselben festhalten oder auch laufen lassen. Jüngst ließ sich eine reizende und reiche Miß Villiers in Brighton von einem charmanten und blutjungen Husarenoffizier entführen. Man erwartete das Fräulein, das am Seegestade spazieren gegangen war, zum Dinner um 5 Uhr Abends, indessen hatte sie ihren Shawl, den Arm ihres Paladins und ein Eisenbahnbillet genommen; in 23 Stunden — man fährt in England auch bei Nacht — legten die Verliebten 400 englische Meilen zurück, ließen sich in Gretna-Green trauen und flogen auf die Flitterwochen nach Edinburg. Merkwürdig ist, daß auch die Großmutter von Miß Villiers sich entführen ließ, — als sie jung war nämlich — und ebenfalls in Gretna-Green ihre Hochzeit feierte. Der Vater, ein Banquier, eilte mit Extrapost den Flüchtigen nach und hatte ihren Wagen eingeholt, als der Entführer, Graf Westmoreland, sich zum Kutschenschlag hinausbeugte und mit einem wohlgezielten Pistolenschuß seinem künftigen Schwiegervater ein — Pferd tödtete, so daß er den nöthigen Vorsprung gewann. Die Entführungslust scheint demnach in der Familie erblich.

— Die Deutsche Allgem. hält uns eine schöne Predigt; sage noch Einer, daß sie nicht mit der Zeit fortgehe! Sie predigt uns, des Lebens über Religion uns zu enthalten und statt dessen, nach dem guten Vorbilde der guten mittleren Zeit, Kirchen zu bauen und Geistliche zu bestallen. Unsere Zeit, sagt sie, möge allerdings reif sein, sich über den alltäglichen Kirchenstreit eine Meinung zu bilden; aber was sei mit einer solchen Meinung gewonnen? Erst durch das Leben erhalte die Religion Weihe. Durch das Leben! Und deswegen bauet Kirchen, sagt sie, und immer wieder Kirchen, und setzet Geistliche und immer noch mehr Geistliche ein! Wir sind erbaut von der schönen Predigt. Nur Schade, Schade, daß wir grade so verdammt viel Geld zum Bau von Eisenbahnen nöthig haben.

— Ein Tag aus der böhmischen Geschichte (Lpz. Brunow) ist der Titel einer für die Detailgeschichte Böhmens wichtigen Brochüre, welche soeben die Presse verlassen hat. Der anonyme Herausgeber skizzirt in einem einleitenden Artikel die Zustände Böhmens in den Jahren 1618—1620 bis zur Schlacht am weißen Berge. „Die Zeit, die auf die Schlacht am weißen Berge und auf die Einnahme Prags folgte,“ fährt er dann fort, „ist bekannt genug ic.“ „Anfangs schien alles ruhig und sah es aus, als ob der Kaiser sich mit der Unterwerfung des Landes begnügen wollte, einige Monate verfloßen ruhig, und hoffnungsvoll athmeten die Böhmen wieder auf, und die Geflüchteten und Verborgenen kamen voll Vertrauen wieder

zum Vorschein. Dies nur wollte man und die Einkerkungen begannen. Ein fürchterliches Blutgericht wurde in Prag niedergelegt, bei welchem Fürst Karl von Lichtenstein den Vorsitz hatte; dieses führte den Bluttag herbei, von welchem die Auszüge des alten, von einem Zeitgenossen und Zeugen geschriebenen Büchleins, die wir hier mittheilen, einen Begriff geben mögen." Darauf folgen diese Auszüge, auf 79 Seiten, welche zuerst die Ergreifung und Inquirirung der Häupter der protestantisch-böhmischen Partei bis zum Todesurtheil schildern, worauf „folget, was am Montage, oder den 21. Juni, als am Tage der Execution, mit denen Verurtheilten sich begeben." — Das Original der Schrift, von M. Rosacius, welchem diese Auszüge entnommen sind, soll sich auf einer der Prager Klosterbibliotheken, als unicum befinden, und natürlich lag es keineswegs im katholischen Interesse, wohl auch kaum in dem Oesterreichs, daß deren Inhalt veröffentlicht werde. —

Das „Buch für Winterabende," von M. Honeck, welches mit 1846 seinen fünften Jahrgang erlebt und aus seinem frühern Verlage in den von Klus in Hannover übergang, gestaltet sich publicistisch immer bedeutsamer. Bereits haben so viele Tagesblätter Auszüge daraus gegeben, daß es wohl kaum mehr nöthig ist, seinen Charakter und seine Haltung hier noch besonders darzustellen. Doch muß vorzugsweise auf einige Artikel hingewiesen werden. Diese sind: A. Andree „Einige Worte über die deutschen Auswanderungen"; M. Honeck „die preussische Verfassungsfrage und der rheinische Landtag," so wie „die französischen Spaarkassen und die hannoverschen Sparkassen," Dppenheim, „der Sundzoll"; „die Zukunft der deutschen Leinenindustrie."

— Gleichzeitig mit Fallmerayers „Fragmenten aus dem Orient" auftretend, hat die „Reise in den Orient" von Constantin Tischendorf, wenn auch ganz andere Landstriche als jene berührend, einen schwierigen Stand. Sie macht jedoch auch weit weniger Ansprüche auf literarische Bedeutsamkeit als jene. Der Verfasser sagt selbst, es sei ihm nur darum zu thun gewesen, die äußern Anschauungen, welche er im Orient gewonnen, in eine bestimmte Form zu bleibender Erinnerung zu kleiden. Wir dürfen daher wohl mancherlei Natur-, Sitten- und Menschenbilder erwarten, jedoch kaum auf eine tiefer eingreifende Auffassung der begegnenden Zustände und Verhältnisse rechnen, müssen aber das Buch immerhin als ein schönes Zeichen unserer Zeit begrüßen, in welcher selbst der strenge Gelehrte des nicht facultätwissenschaftlichen Interesses genug findet, um daraus ein dem größern Publicum und der leichtern Lectüre gewidmetes Werk in eleganter und gewandter Form zusammenzustellen. Aus dem In-

halte des vorliegenden ersten Bandes, welchem später noch ein zweiter folgen soll, sind vorzugsweise die Abschnitte über Malta, über Mehemmed Ali und Ibrahim Pascha, ein Besuch bei den orientalischen Frauen, die Schilderung der koptischen Klöster in der libyschen Wüste, der Sinai und Jerusalem hervorzuheben. Die Beschreibung ist überall lebhaft. Aber oft erscheint die Sprache gezwungen, und da der Verfasser seine biblische Kritik, deretwegen er die Reise unternahm, in diesem Werke eben ganz in den Hintergrund treten lassen wollte, so mag freilich der Leser eine an irgend welchem Ort plötzlich auftauchende religiöse Begeisterung erstaunt anhören, sie mag ihm sogar leicht gezwungen und ungehörig erscheinen. Aber, wie gesagt, es liegt dies vielleicht mehr in einer sehr leicht möglichen ungenügenden Auffassung, als daß es im innern Charakter des Werkes selbst begründet sein mag. Der zweite Band, dessen baldiges Erscheinen wir hoffen, muß ja auch darüber entscheiden. —A.—

— Einen hitzigen Federkrieg wird ohne Zweifel wieder das Erscheinen einer bereits angekündigten Streitschrift aus der Feder des böhmischen Schriftstellers Winarický hervorrufen, der eine Pfarrerstelle im nördlichen Böhmen bekleidet und die Resultate seiner dreijährigen Nachforschungen über die Geburtsstätte des Erfinders der Buchdruckerkunst zu veröffentlichen gedenkt. Er hat das Buch auf Veranlassung des Dr. De Carro, der als Brunnenarzt in Carlsbad lebt, geschrieben, und während dieser es für den nächsten Jahrgang des von ihm herausgegebenen Almanach de Carlsbad ins Französische übersetzt, soll es zu gleicher Zeit auch in deutscher Sprache ans Licht treten. Winarický will darin den Nachweis liefern, daß Johann Gutenberg 1412 Kuttenberg in Böhmen geboren worden sei und am 18. November 1445 als Baccalaureus der freien Künste an der Universität zu Prag promovirt habe.

— Der Actienschwindel auf den meisten Börsen erinnert an das Gesellschaftsspiel: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.“ Dieses Spiel besteht darin, daß man einen angezündeten Span von einer Hand zur andern gehen läßt und wo derjenige verliert, dem der Span unter der Hand verlischt. Die Börstaner — wie man sie in Wien nennt — kaufen nur, um recht schnell wieder verkaufen zu können, und am schlimmsten daran sind eigentlich diejenigen, welchen die Actien in der Hand bleiben.